

BERNHARD LAUX

In Verteidigung der Liebe. Konturen eines Familienleitbildes für die veränderte demographische und gesellschaftliche Situation

Zusammenfassung

Die Idee der Familie ist nach wie vor attraktiv, sieht sich unter den Bedingungen der entfalteten Moderne allerdings verschiedenen Schwierigkeiten und Spannungen ausgesetzt. Dies wird insbesondere an der ‚riskanten Kopplung‘ der Geschlechter- und Generationenbeziehung deutlich. Die Paarbeziehung, die in der Spannung der unterschiedlichen Codes von ‚Liebe‘ und ‚Partnerschaft‘ steht, ist als ‚Partnerschaft‘ modernisierungsfähig und gesellschaftlich angepasst, steht aber in der Gefahr ihren identitätsstiftenden Kern ‚Liebe‘ zu verlieren – und ihre Tragfähigkeit für Eltern-Kind-Beziehungen. Die Eltern-Kind-Beziehung ist modernisierungsresistenter, was ihren Reiz und ihre Sperrigkeit ausmacht. Der Beitrag beleuchtet weiterhin die Frage, wem die Kinder und wem die Eltern gehören. Der demographische Wandel, der die optimale Ausnutzung des ‚Humankapitals‘ verlangt, führt zu einem zunehmenden gesellschaftlichen Zugriff auf die Kinder und damit zu Konflikten mit den Familien. Ähnlich greift die Wirtschaft angesichts eines befürchteten Arbeitskräftemangels stärker auf die Eltern als Arbeitskräfte zu und verringert Familienzeit. Dagegen wird für mehr Widerständigkeit der Familie, für mehr Autonomie in der Gestaltung ihres Lebens sowie für die Verteidigung von Fürsorge und Liebe plädiert. Zu diesem Familienleitbild gehört zugleich eine Gesellschaft, die die Einseitigkeiten und Risiken eines nur ökonomischen Entwicklungspfades erkennt und Lebensbereichen und Sozialformen mit nichtmateriellen Werten entsprechenden Freiraum gewährt.

Schlüsselwörter

Familienethik – Familienpolitik – Familienleitbild – Humankapital – riskante Kopplung von Geschlechter- und Generationenbeziehung

Diejenigen Familien, die es durch den demographischen Wandel nicht mehr gibt, sind auch nicht vom demographischen Wandel betroffen. Diejenigen Familien, die es weiterhin gibt, sind auf den ersten Blick auch nicht betroffen, denn sie haben ja weiterhin Kinder – und kaum weniger (da der zweite Geburtenrückgang primär nicht auf einer Verkleinerung der Familie beruht).

Allerdings verändern sich für die Familien die äußeren Bedingungen: Familien werden weniger.¹ Wenn ein größerer Anteil der Bevölkerung kinderlos bleibt und insbesondere in manchen sozialen Milieus und Siedlungsräumen kinder- und familienferne Lebensweisen zunehmen, so kann

¹ Zur demographischen Entwicklung vgl. den Beitrag von *Jürgen Dorbritz* in diesem Band.

dies durchaus zu einem Bedeutungsverlust der Familie, zu Verständnislosigkeit für Familienbelange in der Gesellschaft und zu einem Gewichts- und Machtverlust von Familien im politischen Prozess führen.

Dies ist allerdings keine logisch notwendige und zwangsläufige Konsequenz. Man kann auch markttheoretisch argumentieren: Wo ein wichtiges Gut knapp wird, steigt sein Wert.

Der Attraktivität und Bedeutung von Familie einerseits und ihrer Risikiertheit und Belastung unter den Bedingungen der entwickelten Moderne andererseits soll in diesem Beitrag nachgegangen werden. Zunächst wird die ‚Idee der Familie‘ skizziert und daran anknüpfend die Kopplung von Elternschaft und Partnerschaft als ein Kernelement von Familie näher betrachtet. Abschließend sollen die gesellschaftlichen Anspruchskonflikte um Kinder (‚Wem gehören die Kinder?‘) und Eltern (‚Wem gehören die Eltern?‘) in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden.

1. DIE IDEE DER FAMILIE

Hinter Familie als gesellschaftlicher Institution und als sozialer Kleingruppe steht eine kulturelle Idee, die zum Ausdruck bringt, was Familie sein kann und sein soll. Wenn Werte mit Clyde Kluckhohn in Kürzestfassung als ‚Konzeptionen des Erstrebenswerten‘² definiert werden können, dann geht es nachfolgend um den Versuch zu formulieren, was Familie erstrebenswert macht. Dabei sollen aber auch die Schwierigkeiten und Spannungen, denen sich diese ‚Idee‘ in der entfalteten Moderne ausgesetzt sieht, zum Ausdruck gebracht werden.

1.1 Verknüpfung von Geschlechter- und Generationenbeziehung

Die Verknüpfung von Geschlechter- und Generationenbeziehung ist nicht nur eine Idee im Rahmen des Familienverständnisses, sondern kennzeichnendes Merkmal von Familie.³ Auch wenn verschiedene Zu-

² *Clyde Kluckhohn*, Values and Value-Orientations in the Theory of Action. An Exploration in Definition and Classification, in: *Talcott Parsons/Edward Shils* (Hg.), *Toward a General Theory of Action*, New York/Evanston: Harper Torchbook 1962, 388–433, insbes. 395.

³ Es sei betont, dass mit dieser Aussage nicht die Allein-Erziehenden-Familien aus dem Familienbegriff hinausdefiniert werden sollen. Auch in solchen Familien wird ja spürbar, dass das Kind zwei Eltern hat, dass es zwischen diesen Eltern in der Regel eine Partnerschaft gegeben hat und dass die oder der Alleinerziehende die Elternschaft zumeist gerne in eine neue Partnerschaft integrieren würde.

gänge – häufig mit berechtigten Intentionen – Familie primär vom Kind her zu bestimmen suchen und als Definitionskriterium auf das Vorhandensein einer Zwei-Generationen-Beziehung abheben, lässt sich von der Partnerdimension nicht so leicht absehen. Sie gehört nicht nur in den Entstehungszusammenhang von Familie, sondern normalerweise auch in deren Lebenszusammenhang. Indem ein Kind zwei Eltern und ein Recht auf Beziehung zu beiden Eltern hat, besteht in irgendeiner Form auch eine Beziehung zwischen den Eltern. In der Mehrheit der Fälle hat diese Beziehung in Deutschland die Form der Ehe.

An die Qualität der Paar- und der Eltern-Kind-Beziehung werden hohe Erwartungen gestellt. Sie sollen beide – wie unten noch zu verdeutlichen ist – von Liebe gekennzeichnet sein und prägende Bedeutung für die jeweilige Lebensgeschichte haben.

1.2 „*Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch*“⁴

Elternschaft muss nicht biologisch begründet sein. Sie ist zunächst einmal ein sozialer Sachverhalt. In den letzten 50 Jahren – nach dem Rassenwahn der Nazizeit – hat sicherlich die Betonung der biologischen Dimension von Identitäten und Beziehungen nachgelassen. Und es ist in vielen positiven Adoptiv- und Stiefelternschaften erkennbar, dass soziale Elternschaft ein ausreichendes Band schafft.

Trotzdem sollte die Bedeutung der biologischen Dimension nicht übersehen werden. Sie bringt in Beziehungen ein Element ein, das nicht nur sozialer und psychisch-emotionaler Art ist. Die Nähe ist so nicht nur Ergebnis sozialer Definitionen und Gestaltungen, sie ist nicht nur abhängig von Wille und emotionaler Zuneigung, sondern sie hat ein der Person und der sozialen Gestaltung vorgängiges naturales Element. Dem ‚eigen Fleisch und Blut‘ kann nicht gekündigt werden. Diese Verbundenheit auf der Basis leiblicher Abstammung ist ein letztes Element der Unbeliebigkeit, das zumeist im Hintergrund verbleibt, aber doch von erheblicher Bedeutung ist.

⁴ Diese Formel dient im Alten Testament zur Kennzeichnung der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit.

1.3 Leib und Seele

Noch in anderer Weise kommt in der Familie die leibliche Dimension zum Tragen. Familie bezieht Leib und Seele ein. Wie sonst nirgends in solcher Intensität sind Beziehung und Austausch körperlich vermittelt, aber doch nicht auf einen isolierten Körper (wie häufig in der Medizin und beim Sport) bezogen. Das gilt sowohl für die Eltern-Kind-Beziehung, die – gerade bei Kleinkindern – mit engem Körperkontakt einhergeht, als auch für die Paarbeziehung. Mit und durch den Leib wird Beziehung ausgedrückt. Und der Körper ist in die Zuwendung einbezogen. In seiner Attraktivität wie auch in seiner Schwäche und Krankheit wird für ihn gesorgt. Ein erheblicher Anteil der alltäglichen Verrichtungen ist direkt und indirekt auf den Körper und das somatische Wohlergehen bezogen – vom Kochen und der Körperpflege bis hin zur Pflege im Alter und bei Krankheit. Mit einem gewissen Recht kann man für Familie formulieren, was gemeinhin vom Essen gesagt wird: Sie ‚hält Leib und Seele zusammen‘.

1.4 Umfassende, unspezialisierte Beziehungen

Die Verbindung von Körper und Geist, von Leib und Seele bringt auf ihre Weise schon zum Ausdruck, dass Familie durch eine umfassende Weise der Beziehung gekennzeichnet ist. Familie ist gewissermaßen auf Generalität spezialisiert. Im Unterschied zu den zumeist monothematischen Kommunikationen in vielen Bereichen des außerfamilialen Lebens, kann in der Familie alles Thema werden. Die ganze Lebensbreite der Familienmitglieder kann in der Familie angesprochen werden. Ja es gibt in gewisser Weise die Erwartung, dass nichts aus der Familie herausgehalten werden soll, was für ein Familienmitglied bedeutsam ist oder gar mehrere betrifft. Man soll keine Geheimnisse voreinander haben.⁵ Vieles, was die funktionalen Teilsysteme unserer Gesellschaft getrennt halten können, läuft spätestens im Alltag und in den Kommunikationen der Familien zusammen – mit all den Spannungen und Unvereinbarkeiten, die die spezialisiert (und borniert) ihrer je eigenen Logik folgenden gesellschaftlichen Subsysteme unversöhnt stehen und die Familie ausbaden lassen.

⁵ Ob dies eine gute Idee von Familie ist, muss an dieser Stelle offen bleiben.

1.5 Autonomie und Besonderheit

Zur Idee der Familie gehört die Vorstellung einer gewissen Eigenständigkeit und Besonderheit. Dieser Gedanke lässt sich in drei unterschiedliche Facetten differenzieren:

Familie als Institution hat erstens ihre eigenen gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen. Dazu gehören bestimmte Regeln, nach denen Familie funktioniert und durch die sie ihre Leistungen erbringt. Sie ist nicht einfach ein Anhängsel anderer Systeme. Ihre bedeutsame und unersetzliche Leistung erbringt sie gerade dadurch, dass sie nicht einfach an andere Funktionssysteme angepasst ist. Wegen ihrer bedeutsamen und unersetzlichen Leistung hat sie auch das Recht, ihrer Eigenlogik zu folgen und Rücksichtnahme anderer Institutionen und Systeme einzufordern.⁶

In eher politisch-rechtlicher Argumentation wird zweitens der vorstaatliche Charakter der Familie betont bzw. auf das Subsidiaritätsprinzip Bezug genommen. Als dem Staat voraus- und zugrundeliegende Einheit bzw. als soziales Gebilde, das näher am Einzelmenschen steht, hat sie vorgängige Rechte. Das staatliche Gemeinwesen hat ihre Rechte und ihre Autonomie zu wahren und darf nicht in ihre Aufgaben intervenieren, sondern hat sie bei ihrer Aufgabenerfüllung – und zwar in der von ihr gewählten Weise der Lebensgestaltung und Leistungserbringung – zu unterstützen.

Drittens ist mit der Eigenständigkeit und Besonderheit auch der Gedanke verbunden, dass jede Familie etwas Besonderes ist, ihre eigene Familienkultur und Geschichte hat sowie ihre eigene Lebensweise und Struktur entwickelt. Der je eigene Stil prägt auch die in einer Familie lebenden Menschen und macht einen Teil ihrer Identität und Unverwechselbarkeit aus.

Die Idee der Autonomie der Familie steht allerdings in Spannung zu den vielfältigen Abhängigkeiten von Familie und den äußeren Vorgaben und Kontrollen, denen sie sich ausgesetzt sieht. Es entsteht so ein Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Privatheit, von Autonomie und Abhängigkeit der Familie.

⁶ Vgl. die von *Franz-Xaver Kaufmann* formulierte Kritik an der strukturellen Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber der Familie. *Franz Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*, München 1995.

1.6 Gemeinschaftsbezug und Selbstverwirklichung

Ein Spannungsfeld stellt auch das Verhältnis von Gemeinschaft und Selbstorientierung dar. Familie legt sicherlich einen starken Akzent auf Gemeinschaft, auf Einbindung der Familienmitglieder und auch auf die Bereitschaft zum Verzicht zugunsten anderer Familienmitglieder und der Gemeinschaft. Zugleich ist sie aber auch der Ort, der die Entwicklung und Entfaltung der je eigenen Persönlichkeit ermöglicht und fordert. Das Verhältnis von Gemeinschaft und Selbstorientierung ist wahrscheinlich einer der spannungsvollen und strittigen Punkte im Familienideal.

Kurt Lüscher versucht unter dem Begriff der Ambivalenz dieses Spannungsfeld – insbesondere in der Generationenbeziehung – aufzuschlüsseln.⁷ Er unterscheidet zwei Dimensionen, mit deren Hilfe er ein Koordinatensystem aufspannt. Er sieht Generationenbeziehungen erstens im Spannungsfeld von Reproduktion und Innovation, die sich auf die Struktur von Familie bezieht: „Damit ist der Gegensatz zwischen dem Bestreben nach ständiger Wiederherstellung der als richtig angesehenen Formen und Strukturen von Familie einerseits und dem Wunsch nach Neuerungen im Sinne der Veränderung oder der Einsicht in deren Notwendigkeit andererseits gemeint.“⁸ Die zweite Dimension bezeichnet mehr die Beziehungsqualität zwischen den Personen, ihre Nähe, Übereinstimmung und Sympathie bzw. die entsprechenden Gegenbegriffe. Die Extrempunkte bezeichnet er mit Konvergenz und Divergenz. Hieraus ergeben sich vier Typen von Generationenverhältnissen in den Spannungsfeldern von Bewahrung und Veränderung sowie von Anziehung und Abgrenzung.

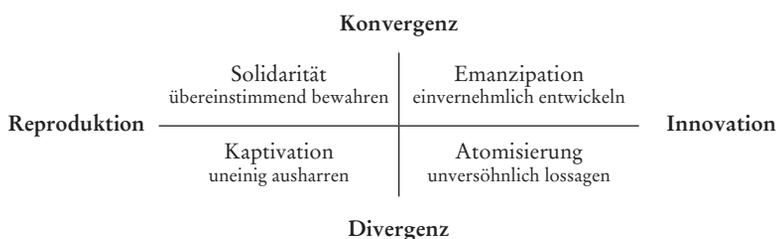


Abbildung 1: Modell der Generationenambivalenz nach Kurt Lüscher⁹

⁷ Vgl. u. a. *Frank Lettke/Kurt Lüscher*, Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute, in: *Soziale Welt* 53 (2002) 437–466.

⁸ Ebd. 444.

⁹ Vgl. ebd. 445.

2. PARTNERSCHAFT UND ELTERNCHAFT – RISKANT GEKOPPELT

Die Aufmerksamkeit gilt in diesem Abschnitt den Entwicklungstendenzen von Paarbeziehungen sowie Eltern-Kind-Beziehungen und den daraus sich ergebenden Herausforderungen und Risiken ihrer Verbindung. Zunächst wird versucht, das Grundprinzip der abendländischen Form der Koppelung in grober typologischer Abgrenzung herauszuarbeiten.

2.1 Die Bedeutung von Kindern im affinalverwandtschaftlichen System

Der weltweit zu beobachtende Geburtenrückgang, der aber in den Industrie- und Schwellenländern deutlicher ausgeprägt ist als in den Entwicklungsländern, verläuft auf verschiedenen Bahnen. Ein entscheidender Faktor ist die grundlegende Konzeption des Verwandtschafts- und Familiensystems, das in der jeweiligen Kultur vorherrscht. *Bernhard Nauck* unterscheidet affinalverwandtschaftlich und deszendenzverwandtschaftlich organisierte Gesellschaften.

„Ein affinalverwandtschaftliches Regime ist zumeist durch ‚romantische Liebe‘ legitimierte selbständige Partnerwahl und durch eine Höherbewertung der Solidarität zwischen den Ehegatten charakterisiert und hat in der Regel eine starke Trennung zwischen Gattenfamilie und den Herkunftsfamilien zur Folge. Die Erbschaftsregeln begünstigen entsprechend zunächst einmal den hinterbliebenen Ehegatten und bei Konflikten gilt die primäre Solidarität den Mitgliedern der Gattenfamilie. Ein deszendenzverwandtschaftliches Regime basiert dagegen primär auf der intergenerationalen Solidarität in der Abstammungsgemeinschaft; entsprechend wahrscheinlich ist eine hohe Einflussnahme der Eltern (und der weiteren Abstammungsverwandtschaft) auf die Auswahl von Ehepartnern und eine stärkere Begünstigung der Kinder in Erbschaftsregelungen. Im Falle von Konflikten gilt die primäre Solidarität stets der eigenen Affinalverwandtschaft.“¹⁰

Die christlich-abendländische Tradition ist durch die Betonung der affinalverwandtschaftlichen Konzeption geprägt. Das Christentum spielt für deren Entwicklung eine wichtige Rolle, auch wenn sie durchaus Anknüpfungspunkte in der antiken Welt hat. Es stärkt die Autonomie von Mann und Frau bei der Eheschließung gegenüber dem Verwandtschaftssystem, indem es darauf besteht, dass die Ehe durch den Konsens der Gatten zustande kommt, die Eheschließung also ein freiwilliger, von den Gatten gewollter Akt ist, dessen Gültigkeit von ihrem freien Willen abhängt. Es lädt die Gattenbeziehung mit religiösem Sinn auf, indem sie in den Kon-

¹⁰ *Bernhard Nauck*, Der Wert von Kindern durch ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (2001) 407–435; 425.

text göttlicher Liebe gestellt und als Sakrament verstanden wird. Dass der Ehezweck über weite Phasen der Kirchengeschichte primär in Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft gesehen wird, ändert diese Konstellation nicht grundlegend. Damit verbindet sich nicht eine theologische Überhöhung der Bedeutung von Nachkommenschaft, die natürlich von erheblicher *funktionaler* Bedeutung für die Lebensmöglichkeiten des Ehepaares, insbesondere in Krankheit und Alter, ist. Das affinalverwandtschaftliche System ist durch die hohe ökonomische Bedeutung der Kinder in gewisser Weise ‚maskiert‘. Trotzdem ist diese Fixierung auf die Kinder als Ehegut nicht eigentlich der herausragenden Hochschätzung von Kindern geschuldet, sondern ist ein Element, das zur sittlichen Richtigkeit der Gattenbeziehung, insbesondere zur Legitimität ihrer Sexualität dazugehört. So ist das christliche Ehe- und Familienverständnis, bei aller Betonung der Ausrichtung der Ehe auf die Familie hin, doch wesentlich von der theologischen Hochschätzung und religiösen Deutung der Ehe bestimmt. *Religiöser Sinn* konzentriert sich auf die Ehegattenbeziehung. Damit unterscheidet sich das Christentum deutlich von anderen, insbesondere asiatischen Konzeptionen, in denen die Generationenbeziehung und das Ahnenverhältnis im Zentrum stehen.

Wenn die Rahmenbedingungen sich durch wirtschaftliche Entwicklung und zunehmende außerfamiliale soziale Sicherungssysteme so verändern, dass die hohe Bedeutung innerfamiliärer, insbesondere intergenerationaler materieller Solidarität sich verringert, dann kann sich das affinalverwandtschaftliche System reiner entfalten.¹¹

In *deszendenzverwandtschaftlichen* Systemen ist angesichts der hohen kulturellen, symbolischen Bedeutung der Generationenfolge Geburtenrückgang systemlogisch nur als Verkleinerung der Familie vorstellbar. Es kommt ja primär nicht auf die Zahl der Kinder, sondern auf Nachkommenschaft an sich an, die die Fortsetzung der Generationenfolge sichert.¹² Trotz der Bedeutung der Nachkommenschaft ist auch im dependenzverwandtschaftlichen System Geburtenrückgang möglich. Ebenso ist dieses Muster nicht einfach nur traditional, sondern durchaus

¹¹ Insofern ergeben sich die Familienverhältnisse nicht einfach aus der kulturellen Idee, sondern auch aus der sozioökonomischen Situation. Dabei ist unter prekären ökonomischen Bedingungen und einer fehlenden außerfamilialen sozialen Sicherung der Generationenzusammenhang hoch bedeutsam und insofern besteht allein aufgrund der ökonomischen Bedingungen eine Tendenz zur Betonung des intergenerationalen Dependenzzusammenhangs.

¹² Weil deszendenzverwandtschaftliche Systeme allerdings entweder patri- oder matrilinear geprägt sein müssen, kommt es nicht nur auf den *einen* Nachkommen an, sondern dieser muss schon das ‚richtige‘ Geschlecht haben.

modernisierungsfähig,¹³ wenngleich im neuzeitlichen, okzidental geprägten Entwicklungsprozess Modernisierung und affinalverwandtschaftliches System in Beziehung stehen.

Im *affinalverwandtschaftlichen* System kann der Geburtenrückgang auch so verlaufen, dass größere Teile der Bevölkerung ohne Kinder bleiben, wenn diese in materieller Hinsicht funktionslos bzw. ihre ökonomischen Erträge sogar negativ werden oder wenn sie mit anderen Lebenszielen schwierig zu vereinbaren sind. Der kulturelle und religiöse Fokus liegt ja auf der Partnerbeziehung und deren kommunikativer und emotionaler Qualität.

Wie aber sieht es mit dem Kindernutzen unter modernen Bedingungen aus? Nauck stellt das folgende vereinfachte und systematisierte Modell möglichen Kindernutzens vor:

	physisches Wohlbefinden	soziale Anerkennung
kurzfristig	Arbeitsnutzen	Statuszugewinn
langfristig	Versicherungsnutzen	emotionaler Nutzen

Abbildung 2: Nutzen von Kindern für ihre Eltern nach Bernhard Nauck¹⁴

Da unter modernen, sozialstaatlichen Bedingungen der ökonomische Nutzen wegfällt, bleiben zunächst Statusgewinn und die emotional-personale Bedeutung von Kindern übrig. Weil unter affinalverwandtschaftlichen Bedingungen der Status wenig von Kindern abhängt, ist der Nutzen auf die personal-emotionale Beziehungsdimension als Wert und Sinn von Kindern konzentriert.

Damit treten jedoch Paarbeziehung und Eltern-Kind-Beziehung nah aneinander. Sie bewegen sich in derselben kommunikativ-emotionalen Dimension: Sie sind Liebesbeziehungen.¹⁵ Man kann die These vertreten, dass Partnerbeziehungen und Eltern-Kinder-Beziehungen sich ähnlicher werden, damit möglicherweise auch in Konkurrenz zueinander treten und sich in gewisser Hinsicht substituieren können.

Es ist aber auch eine andere These möglich, der im Folgenden nachgegangen wird: Paarbeziehung und Elternschaft sind zwar durch neuzeitli-

¹³ Vgl. die Diskussion dieser Frage bei *Bernhard Nauck*, Wert von Kindern, 431–433.

¹⁴ Ebd. 415.

¹⁵ In Partnerschaft und Ehe bleibt allerdings ein Rest ökonomischen Nutzens erhalten, insofern sie eine effizientere Nutzung von Gütern ermöglichen und dadurch Lebenshaltungskosten senken sowie durch die wechselseitige Solidarität Risiken abmildern. Diese Solidarität in Partnerschaften entlastet auch die öffentlichen Finanzen.

che Entwicklungen beide in der kommunikativ-emotionalen Dimension anzusiedeln, entwickeln sich hier aber in unterschiedlicher Weise. Daraus ergeben sich Spannungen und Konkurrenzen zwischen diesen beiden Beziehungsmustern und Schwierigkeiten ihrer Koppelung. *Hartmut Tyrell* bezeichnet Familie explizit gerade als Koppelung *heterogener* Beziehungs- und Liebesmuster. „Beide Beziehungen aber sind familial gekoppelt; man darf auch sagen: *riskant gekoppelt*.“¹⁶

Um den Schwierigkeiten der Verbindung von Partnerschaft und Elternschaft nachzugehen, sollen die jeweiligen Dimensionen zunächst je für sich in den Blick genommen werden, ehe dann die Frage ihrer Kopplung thematisiert wird.

2.2 Entwicklungen auf der Ebene der Paarbeziehung

Die Ehe und noch mehr die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft sind mit einer ökonomischen Modernisierung vereinbar. Sie entwickeln sich zu symmetrischen und flexiblen Institutionen: Symmetrisch sind moderne Partnerschaften in ihrem Binnenverhältnis nicht nur im Sinne gleicher Rechte und Stellungen der Geschlechter und eines Umgangs auf Augenhöhe, sondern auch im Sinne eines äquivalenten Austausches innerhalb der Partnerbeziehung. Im Außenverhältnis werden sie symmetrisch, indem beide Partner im Prinzip von außen in gleicher Weise angesprochen werden können: schon längere Zeit vom Rechtssystem, das nur noch Ehegatten kennt – und nicht mehr Mann und Frau; und zunehmend auch vom Wirtschaftssystem und anderen funktionalen Teilsystemen. In Verbindung mit der Tatsache, dass nicht-eheliche Lebensgemeinschaften und Ehen de facto ihren unkündbaren Charakter verlieren, werden sie verträglicher mit den Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen der Modernisierung – insbesondere des ökonomischen Systems – und mit der kulturellen Idee der Selbstbestimmung, die in der dominierenden Interpretation dann gewährleistet ist, wenn sie je neu immer wieder anders möglich ist. Partnerschaften rücken aber auch innerlich stärker an das ökonomische Handlungsmuster heran. *Ulrich Beck* übertreibt sicherlich und bringt dennoch eine Tendenz auf den Punkt, wenn er vom „Zweck-

¹⁶ *Hartmann Tyrell*, Das konflikttheoretische Defizit der Familiensoziologie. Überlegungen im Anschluß an Georg Simmel, in: *Johannes Huinink u. a.* (Hg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*, Würzburg 2001, 43–63.

bündnis zum geregelten Emotionalitätsaustausch auf Widerruf“¹⁷ spricht. Ehe und noch stärker nicht-eheliche Lebensgemeinschaften sind durch diese Tendenzen gefährdet, den Charakter der Gefährtschaft ‚durch dick und dünn‘, die Chance der nicht befristeten Zeit und der Möglichkeit und Notwendigkeit der Koevolution der Partner sowie die Werte der Verlässlichkeit und Fürsorge zu verlieren. Jedoch liegt genau in diesen modernisierungsfremden Perspektiven und Hoffnungen eine Quelle der Bedeutsamkeit und Attraktivität der Ehe.

Es erscheint sinnvoll, auf die Unterscheidung, ja gegensätzliche Konturierung von ‚Liebe‘ und ‚Partnerschaft‘ Bezug zu nehmen, die in der neueren sozialwissenschaftlichen Diskussion unter Bezugnahme auf ältere Konzepte von Georg Simmel und Max Weber herangezogen wird, um Spannungslinien in modernen Paarbeziehungen zu benennen und Veränderungen zu beschreiben. ‚Partnerschaft‘ und ‚(romantische) Liebe‘ funktionieren als Struktur gebende Leitsemantiken bzw. Codes von Ehe und anderen Paarbeziehungen. Sie antworten allerdings auf unterschiedliche Fragen, die – so die These von *Andrea Leupold* – nicht nur historisch im Entwicklungsprozess der Ehe ihren unterschiedlichen Ort haben, sondern in ähnlicher Weise auch in der Paarbiographie. Soziohistorisch antwortet ‚romantische Liebe‘ im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert angesichts gesellschaftlicher Veränderungen und in Gang gekommener Individualisierung auf Probleme der *Bildung* ‚höchstpersönlicher‘ Beziehungen. ‚Partnerschaft‘ als Leitsemantik dient im 20. Jahrhundert auf der Grundlage der Erfahrungen mit über Liebe gebildeten Beziehungen und angesichts neuer struktureller Probleme als Muster der *Regelung* von Paarbeziehungen.¹⁸

Damit lassen sich auch in struktureller und in paarbiographischer Hinsicht die Probleme unterscheiden, auf die ‚Liebe‘ und ‚Partnerschaft‘ Antwort geben. ‚Romantische Liebe‘ formuliert den unverwechselbaren Sinn der Beziehung, während ‚Partnerschaft‘ im alltäglichen Vollzug bei der Aufteilung von Zuständigkeitsbereichen und der Behandlung von Konflikten relevant wird. „Aus ‚Ich liebe Dich‘ lassen sich nicht umstandslos Anhaltspunkte für die Frage, wer den Abwasch erledigen soll, gewinnen. Für Partnerschaft ließe sich als dazu komplementäre Schwäche formulieren: Die Bereitschaft und Fähigkeit des anderen zur Partnerschaft ist für mich keine

¹⁷ *Ulrich Beck*, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine Moderne, Frankfurt 1986, 118. Vgl. ähnlich *Anthony Giddens*, Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1993.

¹⁸ Vgl. *Andrea Leupold*, Liebe und Partnerschaft. Formen der Kodierung von Ehen, in: Zeitschrift für Soziologie 12 (1983) 297–327, insbes. 297f.

hinreichende Information zur Entscheidung der Frage, ob ich oder warum ich mit ihm und keinem anderen zusammenleben möchte.“¹⁹ Auch auf sozialstruktureller Ebene beziehen sich ‚Liebe‘ und ‚Partnerschaft‘ auf unterschiedliche Probleme. Systemtheoretisch kann man formulieren, dass

„die Semantik romantischer Liebe Prozesse gesellschaftlicher Ausdifferenzierung bzw. die Besonderung einer jeden entstehenden Intimbeziehung symbolisiert und Partnerschaft, genau darauf bezugnehmend, die Kompatibilität eines solchermaßen ausdifferenzierten, autonomen Funktionssystems für Intimbeziehungen mit anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen bzw. – aus der Sicht der Erfahrung jeder einzelnen Ehe – die Reintegration in die anschlussfähige alltagsweltliche Normalität formuliert. Wir können dann von romantischer Liebe als *funktionspezifischer Semantik* sprechen, da sie ja das Besondere, nur Intimbeziehungen Eigene zum Ausdruck bringt, und von Partnerschaft als dem semantischen Komplex, welcher auf *funktionsunspezifischen Sinngrundlagen* aufruht. Damit wird zugleich ausgesagt, daß Partnerschaft als ein Modell des ‚Miteinander-Umgehens‘ prinzipiell in allen gesellschaftlichen Bereichen institutionalisierbar ist und auch vielerorts zunehmend propagiert wird.“²⁰

Wenn die Partnerschaftssemantik in den Vordergrund tritt, so steht das im Zusammenhang mit der Umstellung der gesellschaftlichen Einbindung von Paarbeziehungen: An die Stelle von Abgrenzung, Autonomie und Komplementarität gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilsystemen tritt Öffnung der Systemgrenzen und strukturelle Affinität.²¹

Die unterschiedliche Perspektive von Liebe und Partnerschaft auf die Gegenseitigkeitsfrage thematisiert *Cornelia Koppetsch*. „Partnerschaft ist durch und durch auf Reziprozität und Gegenseitigkeit ausgerichtet. Liebe scheint dagegen – zumindest dem Code nach – jeglicher Symmetrie, jeglicher Reziprozität im Geben und Nehmen zu entbehren.“²² Nicht einmal auf Gegenliebe besteht ein Anspruch. Liebe entzieht sich so der Tausch-rationalität und Vertragsförmigkeit. Sie ist eher unbegründete Gabe als Vertrag; zu ihr gehört eher die Hingabe als der Äquivalententausch; sie ist eher Verausgabung als Verpflichtung.

„Im Widerspruch dazu ist in der Vorstellung von Partnerschaft gerade das Sich-Aufopfern für den anderen, das Liebesopfer disqualifiziert. Partnerschaft legt – nicht zuletzt aufgrund der Wahrscheinlichkeit von Trennungen – den Akzent auf die eher unmittelbare Reziprozität und den Primat individueller Interessen gegenüber der blinden Investition in die gemeinsame Bindung. Dies impliziert auch eine Relativierung des in dem Konzept der romantischen Liebe so zentralen Wert Gesichtspunktes der Exklusivität und des Anspruchs auf Höchstrelevanz.“²³

¹⁹ Ebd. 297.

²⁰ Ebd. 298.

²¹ Vgl. ebd. 322–324.

²² *Cornelia Koppetsch*, Die Pflicht zur Liebe und das Geschenk der Partnerschaft. Paradoxien in der Praxis von Paarbeziehungen, in: *Jobannes Huinink u. a.* (Hg.), Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung, Würzburg 2001, 219–239, 220.

²³ Ebd. 221.

Die Schwierigkeit von Paarbeziehungen liegt darin, dass sie in der modernen Welt eigentlich nur als Partnerschaften gelebt werden können, aber nur als Liebesbeziehungen ‚Sinn machen‘. Liebe formuliert den zentralen Wert der Paarbeziehung, auf dessen Grundlage sie eine eigenständige Grundlage gegenüber allen anderen gesellschaftlichen Handlungssphären behauptet.

„Die Bedeutung von Liebe wird noch dadurch unterstrichen, daß, wie es Max Weber deutlich herausgearbeitet hat, romantische Liebe aufgrund ihres Höchstrelevanzanspruchs mit der Religion verwandt ist.“²⁴

Ulrich Beck und *Elisabeth Beck-Gernsheim* zeigen die Spannung in den Partnerschaften anschaulich auf. Ulrich Beck beschreibt die hohen Sinn-, Sicherheits-, Identitäts- und Authentizitätserwartungen, die sich auf Liebe richten. Liebe öffnet „die Normalität auf einen anderen Zustand hin. Die Bedeutungspanzer der Welt werden aufgebrochen, Wirklichkeiten anders und neu erstürmt. [...] Die Liebenden sehen anders und *sind* daher anders, *werden* anders, erschließen einander andere Wirklichkeiten. Schaffen sich neu, indem sie ihre Geschichte sich wechselseitig offenbaren und ihre Zukunft neu schmieden.“²⁵

Es geht um nichts geringeres als um Transzendenz, Erlösung und Vollendung, um die ‚Nachreligion der Liebe‘, der Religion nach der Religion. Mit der Liebe verbindet sich Hoffnung auf einen ‚neuen Menschen‘, der einem begegnet und der man dadurch selber werden kann, Hoffnung auf ein ‚neues Leben‘, auf einen Weg ins Eigentliche und Ganze und damit auch auf eine neue, bessere Welt.²⁶

Allerdings müssen die Paarbeziehungen nicht nur unter den Bedingungen einer modernisierten und individualisierten Gesellschaft gelebt werden, sondern diese Bedingungen dringen in die Partnerschaft selbst ein: Mobilität und Flexibilität, Selbstbehauptung, Zweckrationalität, Kosten-Nutzen-Abwägungen und Vertragsprinzipien affizieren auch die Beziehungen: Die Liebe wird dadurch nicht nur wichtiger denn je, sondern auch schwieriger denn je, wie Elisabeth Beck-Gernsheim betont.²⁷ „In allerlei Variationen, manchmal eher mild, manchmal sehr kraß formuliert, zeigt sich ein Trend, der Selbstbehauptung zum Gesetz macht – nicht nur in

²⁴ Ebd. 236.

²⁵ *Ulrich Beck*, Die irdische Religion der Liebe, in: *Ders./Elisabeth Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt 1990, 222–266, 231.

²⁶ Vgl. *Ulrich Beck*, Die irdische Religion der Liebe.

²⁷ Vgl. *Elisabeth Beck-Gernsheim*, Von der Liebe zur Beziehung? in: *Ulrich Beck/dies.*, Chaos der Liebe, 65–104.

der Außenwelt von Beruf und Öffentlichkeit, sondern jetzt eben auch im Innenraum des Privaten.“²⁸

In dieser Spannung von großer Liebeserwartung einerseits sowie modernisierter und individualisierter Partnerschaft andererseits, zwischen Hingabe und Selbstbehauptung, zwischen Gabe und Äquivalententausch kann die Geschlechterbeziehung – je mehr sie ‚Partnerschaft‘ wird – in gewisser Weise die Erwartungen und Sehnsüchte immer weniger erfüllen. Ein Teil dieser Erwartungen verschiebt sich auf die Kinder.

2.3 Entwicklungen auf der Ebene der Eltern-Kind-Beziehungen²⁹

Die Eltern-Kind-Beziehung ist – das ist ihr Modernisierungsprozess – im Verlauf der Entwicklung immer reiner auf die personale und emotionale Dimension konzentriert. Diese gehörte wohl immer zu Eltern-Kind-Beziehungen. Aber mit dem Bedeutungsverlust des ökonomischen und des statusorientierten Kindernutzens tritt sie prägend hervor. Das Leben mit Kindern ist von einer Bindung geprägt, die archaisch, umfassend und unkündbar ist.

„Aus dieser Perspektive gewinnt die Beziehung zum Kind gerade auch deshalb neue Anziehungskraft, weil sie ihrer Qualität nach grundsätzlich anders ist als die zum erwachsenen Partner. Liegt nicht gerade da auch ihr Reiz, weil sie angeboren ist, nicht durch die Zufälle der Lebensgeschichte erworben, damit der Logik der Tauschgesellschaft in bestimmtem Sinne enthoben, unkündbar, umfassend und dauerhaft? Weil sie in den ersten Jahren zumindest eine stabile, enttäuschungssichere Form der Hingabe erlaubt, wo man sich ausliefern kann, ohne die Angst, verletzt und verlassen zu werden?“³⁰

Insofern können sich Bindungs- und Liebeserwartungen von der Partnerschaft auf die Eltern-Kind-Dimension verschieben. Sie ist modernisierungsresistenter. Diese Sperrigkeit ist einerseits das Problem, das die Entscheidung für ein Leben mit Kindern so schwierig macht, und ist andererseits der Grund, der das Leben mit Kindern so attraktiv macht.

Allerdings ist auch die Liebe zum Kind – wie die Partnerschaft – nicht aus dem Spannungsfeld von Autonomie und Fürsorglichkeit herausgenommen. Vor allem ist die Eltern-Kind-Beziehung strukturlogisch von einer Dynamik des Wandels bestimmt, der zu ihrem Kern gehört. Sie soll ja gerade die Entwicklung des Kindes – und dabei auch der Eltern – ermöglichen und bewirken.

²⁸ Ebd. 75 f.

²⁹ Die Eltern-Kind-Beziehung soll hier nur knapp behandelt werden, da sie in anderen Beiträgen des Jahrbuchs thematisiert wird.

³⁰ Ebd. 102 f.

Dabei verschiebt sich der Akzent von Liebe zu Partnerschaft. Der Zauber des Anfangs, der auch der Eltern-Kind-Beziehung – manchmal durch zuviel Arbeit und zuwenig Schlaf ein wenig verborgen – innewohnt, ist durch bedingungslose Hingabe und äußerste Nähe von beiden Seiten gekennzeichnet. Im Lauf der Entwicklung des Kindes wandelt sich diese symbiotische Liebe in Richtung auf Selbststand der Personen. Dabei geht es innerhalb der fürsorglichen Beziehung zwischen Eltern und Kind – und zwischen den Geschwistern – auch darum, Eigenständigkeit zu entwickeln, Interessen zu wahren und auf Reziprozität des Austausch zu achten. All dies wird in Familien nicht nur ‚gespielt‘ und geübt, sondern ernsthaft gelebt, auch in realen Generationenkonflikten. Dabei geschieht Emanzipation der Kinder von den Eltern – und auch umgekehrt. Und doch bleibt in den Eltern-Kind-Beziehungen ein Element der Unkündbarkeit, wie es der Partnerbeziehung nicht zwangsläufig zugehört. So ist Familie der Ort, an dem – wenn es gut geht – wie nirgends sonst die Balance von Hingabe und Selbstorientierung gelernt werden kann.

2.4 Probleme der Verknüpfung

In diesem Sinn erscheint eine Anpassung der Paarbeziehung an die Bedingungen der ökonomisierten Gesellschaft einerseits verständlich und andererseits zugleich problematisch, weil grundlegende Bedürfnisse nach Verlässlichkeit und Geborgenheit unbehaust bleiben. Insbesondere macht es eine ‚modernisierte‘ Form der Partnerschaft schwierig, Familie zu gründen. Die Eltern-Kind-Beziehung bleibt in ihrer archaischen Unkündbarkeit und Fürsorgeorientierung ein Ort der Unangepasstheit an die Verhältnisse ökonomischer Modernisierung und Flexibilität und darin liegt die Attraktivität der Eltern-Kind-Beziehung und die Quelle der Schwierigkeit, mit Kindern zu leben. Die Entscheidung für Kinder ist in hohem Maße davon abhängig, dass eine Beziehung von Mann und Frau existiert, die tragfähig ist für eine solche Entscheidung und in ausreichendem Maße Strukturähnlichkeit zur Eltern-Kind-Beziehung aufweist. Sie benötigt eine Zeitstruktur, die nicht durch Befristung geprägt ist, Bereitschaft zur Fürsorge untereinander und Akzeptanz von Asymmetrien in den Handlungsmöglichkeiten, die durch Elternschaft – kaum vermeidbar – entstehen.

Wie weithin bekannt ist, bedarf der Prozess, der einem Kind das Leben ermöglicht, des Zusammenwirkens eines Mannes und einer Frau. Deren Interaktionen sind unter den Bedingungen der Planbarkeit von Nachkommenschaft nicht nur sexueller Natur, sondern bestehen stärker in

der Abstimmung von Lebenskonzepten und -träumen. Im Gegensatz zu manchen Ansätzen zur Erklärung generativer Entscheidungen, die nur auf die individuellen Faktoren der Persönlichkeit und der sozialen Lage sowie auf die gesellschaftliche Dimension der Rahmenbedingungen abheben, wird mittlerweile verstärkt die Bedeutsamkeit der Paarinteraktion wahrgenommen.³¹ Doreen Klein hält resümierend fest,

„dass der Partner im Rahmen der generativen Entscheidung die wichtigste Bezugsperson ist und der Zustimmung des Partners zum eigenen Kinderwunsch das größte Gewicht zukommt. Diese Ergebnisse belegen einmal mehr, dass es sich bei der Entscheidung für oder gegen Kinder in der Regel um keine einsame biographische Entscheidung, sondern um eine dyadische Entscheidung handelt.“³²

Zeigt dies schon die Bedeutung der Paarinteraktion, so wird in genaueren Analysen deutlich, dass die Partnerschaft einer der Engpassfaktoren bei der Entscheidung für Kinder ist. Nicht nur wirkt sich – was nahe liegt – das Fehlen eines (festen) Partners prohibitiv auf den Kinderwunsch aus, sondern auch Zweifel an der Tragfähigkeit und der Stabilität der Partnerschaft erschweren die Entscheidung für Kinder. Elternschaft braucht wegen ihrer Bedeutung für die Lebensgeschichten, ihrer langfristigen Bindung und auch wegen des großen finanziellen Engagements eine verlässliche Grundlage. Die Bedeutung der Beziehung zwischen den Eltern wird auch von der Sozialisationsforschung bestätigt, denn ihre gegenseitige Unterstützung bei der Erziehung ist eine außerordentlich wichtige und förderliche Erziehungsbedingung.³³

Deswegen ist eine tragfähige Partnerschaft die entscheidende Voraussetzung für die Entscheidung zum Kind und deshalb ist auch die Ehe von erheblicher demographischer Bedeutung. „Die Ehe ist nach wie vor die Lebensform, die mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer Familiengründung führt.“³⁴

In der Konsequenz bedeutet das: Wenn eine Gesellschaft Kinder und Fortbestand will, so ist es unabdingbar wichtig, dass sie sich in ihren demographischen Analysen, ihren Reflexionen und ihren politischen Programmen nicht nur auf die Eltern-Kind-Dimension fixieren darf, sondern

³¹ Ein Überblick bei *Anke Borchardt/Yve Stöbel-Richter*, Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren – eine qualitative Studie (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 114), Wiesbaden 2004, 33–45.

³² *Doreen Klein*, Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland. (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 119), Wiesbaden 2006, 30.

³³ Vgl. *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen*, Kinder und ihre Kindheit in Deutschland. Eine Politik für Kinder im Kontext von Familienpolitik, Stuttgart u. a. 1998, 112.

³⁴ *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (Hg.), Familie ja, Kinder nein. Was ist los in Deutschland? Monitor Familiendemographie – Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, 1–3/2005, 8.

der Dimension der Liebe und Partnerschaft erhöhte Aufmerksamkeit widmet. In diesem Zusammenhang verdient die Ehe mit ihren Potentialen und Ressourcen gerade in der Sorge für die nachwachsende Generation besondere Aufmerksamkeit.³⁵

„Ein wichtiger Schritt dazu könnte sein, das ‚Doppelgesicht‘ von Freisetzungprozessen zu erkennen, die ständige Dialektik zwischen Verheißungen und Kehrseiten. Vielleicht würde es dann eher möglich, die Glücksverheißungen *auch* auf der anderen Seite zu suchen: in den Mühen der Beständigkeit. [...] In den Frösten der Freiheit wird Liebe definiert als das, was früher oft Last war und heute entbehrt wird, als Dauer.“³⁶

3. Kindschaftsverhältnisse: Wem gehören die Kinder?

In einer Zeit, in der Kinder nicht nur weniger, sondern knapp und insofern eine wichtige Ressource werden, entbrennt ein Konflikt um die Kinder: Wem kommt ihr Nutzen zu und – in Verbindung damit – wer trägt die Kosten? Die Kinderkosten sind ja weiterhin überwiegend privat von den Eltern aufzubringen, der Kindernutzen ist jedoch ‚sozialisiert‘. Die Debatte und die Verteilungskonflikte in dieser Situation werden sich verschärfen.

Die Gesellschaft ist auf die Leistungen und den Nutzen der nachwachsenden Generationen, die zahlenmäßig immer schwächer werden, in hohem Maße angewiesen und muss ihn zu maximieren suchen. Wenn dabei im Wesentlichen der Kindernutzen allen Mitgliedern der Gesellschaft zur Verfügung steht, ist dies mit einem erheblichen und wachsenden Transfer vom Familiensektor in den Nicht-Familiensektor verbunden. Das wirft Gerechtigkeitsfragen auf.

Gesellschaftstheoretisch und sozialpolitisch ist es kein gangbarer Weg, Kindernutzen auf die Eltern zu konzentrieren – auf sie beschränken lässt er sich sowieso nicht. Dies würde eine Rückkehr zu einer familienzentrierten Lebens- und Produktionsweise bedeuten, die unmöglich ist. Auch die Familien selbst profitieren in ihren Beziehungen von der Auslagerung von Produktionsfunktionen und der Entlastung von materiellen Verpflichtungen, die teilweise auf die sozialen Sicherungssysteme übergehen. Die personale und emotionale Vertiefung der Eltern-Kind-Beziehung wurde dadurch gefördert.

³⁵ Vgl. *Bernhard Laux*, Ressource Ehe. Zum öffentlichen Interesse an der Partnerschaft, in: *Amos. Gesellschaft gerecht gestalten* 1 (2007) Nr. 2, 15–21.

³⁶ *Elisabeth Beck-Gernsheim*, Freie Liebe, freie Scheidung, in: *Ulrich Beck/dies.*, *Chaos der Liebe*, 105–134, 134.

Insgesamt kann das Ungleichgewicht von Kinderkosten und materiellem Kindernutzen innerhalb der Familie bzw. zwischen Familien und Kinderlosen dadurch verringert werden, dass sich die Gesellschaft insgesamt an den Kinderkosten stärker beteiligt. Dies scheint der gerechteste, effizienteste und am wenigsten kostenträchtige Weg zu sein. Dabei ist nicht eine volle Kostendeckung der Kinderkosten anzustreben, denn die Eltern sind nicht einfach die beauftragten ‚Sozialisationsagenturen‘ der Gesellschaft, sondern handeln zunächst einmal in eigenem Namen und auf ‚eigene Rechnung‘. Insofern ist ein eigener Beitrag der Eltern ‚normal‘, soweit sich Familien nicht in einer ökonomisch prekären Lage befinden. Wenn man insgesamt feststellt, dass von den monetären Kinderkosten, die Familien entstehen, etwa ein Drittel von der öffentlichen Hand durch verschiedene Förderinstrumente übernommen wird, so ist dieser Anteil aus familienpolitischer Perspektive allerdings steigerungsbedürftig.³⁷

Neben der Beteiligung an den Leistungen und Lasten der Familie investiert die Gesellschaft auch direkt in die Förderung des ‚Humankapitals‘ der nachwachsenden Generation. Unter dieser Perspektive sind die Aufwendungen insbesondere für das öffentliche Betreuungs- und Bildungssystem zwar keine familienpolitischen Leistungen, aber doch Leistungen für Kinder. Da sich Kinderlose über die Steuern mit einem nicht unerheblichen Anteil an der Bildung und Ausbildung einer neuen Generation beteiligen, fließen ihnen zurecht auch Nutzenströme zu.

Die Frage, wem die Kinder gehören, ist allerdings nicht nur eine ökonomische Frage nach der Verteilung von Kindernutzen und Kinderkosten. Dahinter steht auch das Problem, wem im Blick auf Sozialisation und Bildungsgang die Kinder gehören. Die Elternrechte stehen neu zur Debatte. Angesichts geringer Kinderzahlen kommt es zunehmend darauf an, den Nutzen der weniger werdenden Kinder zu steigern. Zwar nicht nur wegen des Geburtenrückgangs, sondern auch aufgrund der Herausforderungen einer immer komplexeren Welt müssen Kinder einen umfangreichen Bildungsprozess durchlaufen, um in der modernen Gesellschaft handlungsfähig und in der Folge auch nutzenstiftend zu sein. Kinder können nicht einfach nur ‚aufwachsen‘, Kindheit erleben und den Eltern ‚Freude bereiten‘. Kinder haben eine Mission zu erfüllen.

³⁷ Diese Aussage hebt lediglich auf monetäre Aufwendungen ab – blendet also Opportunitätskosten bzw. Zeit- und Arbeitsaufwand aus und gilt grob für ein Ehepaar mit zwei Kindern bis zum 18. Lebensjahr. Vgl. *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, Gerechtigkeit für Familien. Zur Begründung und Weiterentwicklung des Familienlasten- und Familienleistungsausgleichs*, Stuttgart 2001, 137–166 und 265–290, insbes. 155.

Diese Entwicklung führt in undurchsichtige Gemengelagen. Jedenfalls gibt es gegenwärtig Tendenzen, den Einfluss der Eltern auf den Erziehungs- und Bildungsprozess der Kinder zu begrenzen. Dafür gibt es einerseits gute Argumente: Unter sozialetischen Gesichtspunkten scheint es legitim, dafür zu sorgen, dass die Entwicklungsmöglichkeiten eines Kindes nicht von seiner Herkunft abhängig sind, und die auch und gerade in Deutschland erhebliche Vererbung sozialer Positionen zu unterbrechen, zumindest zu verringern. Dafür ist eine frühe außerfamiliale Förderung von Kindern, insbesondere aus benachteiligten Verhältnissen, die elterliche Erziehung ergänzt und damit in einem gewissen Sinn auch begrenzt, erforderlich.

Andererseits sind die früh einsetzenden Zugriffe außerfamiliärer Betreuungs-, Erziehungs- und Bildungsinstanzen auf Kinder nicht nur dem Interesse an der Entwicklung des Einzelnen geschuldet, sondern dienen auch der Ausrichtung des Sozialisationsprozesses an den Interessen der Gesamtgesellschaft. Die Autonomie der Familie in der Gestaltung ihres inneren Handlungszusammenhangs, ihrer Lebensweise und ihrer Sinn- ausrichtung wird zunehmend in Frage gestellt. Pflege und Erziehung der Kinder, die nach Art. 6 (2) des Grundgesetzes „das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“ sind, werden ihnen tendenziell entzogen.

Wo das Leben in Familie immer stärker von außen strukturiert wird – auf der einen Seite von der Wirtschaft im Hinblick auf Arbeit und Einkommen und auf der anderen Seite von den Schul- und Bildungsinstanzen –, da wird Familienleben nicht nur anstrengend und aufwendig, sondern es verliert auch einen Teil seiner intrinsischen Belohnungen. Die Lust des Lebens mit Kindern für die Eltern wird insbesondere durch das Bildungssystem gemindert. Aus der Perspektive von Kindern heißt das, dass sie immer früher in die Pflicht genommen werden und ihre Zeitverwendung auf späteren gesellschaftlichen Nutzen hin funktionalisiert wird. Wenn dieser gesellschaftlich wohl kaum umkehrbare Prozess nicht in einer Weise gestaltet wird, der die Neugier und Lernbereitschaft der Kinder aufnimmt und ihren Bedürfnissen entspricht, dann wird Kindheit zunehmend entschwinden.³⁸ Und wenn der Ausbau des Bildungssystems nicht in enger Verbindung mit den Familien und in Rücksicht auf familiäre Lebensprozesse geschieht, dann wird das Bildungssystem zu einem

³⁸ Was dies in der Konsequenz für die Kinder bedeutet, kann erschütternd eindrucksvoll an der Situation in Südkorea – außerordentlich erfolgreich in den PISA-Rankings – gesehen werden. Vgl. dazu *Matthias Kolb*, Jugend ohne Schlaf. Lernen in Südkorea, in: Süddeutsche Zeitung vom 03.12.2007, 16.

Belastungsfaktor für das Familienleben und zur größten Einschränkung der Autonomie von Familien. Das kann, wenn es sich ‚herumspricht‘, die Entscheidung zu Kindern durchaus beeinträchtigen.

Dieses Spannungsfeld von maximaler Förderung des Kindes im Interesse seiner Entfaltung und/oder der Nutzenerhöhung und Ressourcenaus-schöpfung einerseits sowie unbeschwerter Kindheit und familialer Au-tonomie andererseits ist wohl nicht grundsätzlich auflösbar, kann aber durch eine kind- und familienorientierte Gestaltung entschärft werden. Innovative pädagogische Konzepte haben hier eine wichtige Aufgabe.

4. ELTERN-SCHAFTS-VERHÄLTNISSE: WEM GEHÖREN DIE ELTERN?

Mit dem Alterungsprozess der Gesellschaft und der geringeren Größe der nachwachsenden Generation stellt sich auch die Frage, wem die Eltern gehören, neu und mit verschobenen Fronten. Traditionelles Familien- und Rollenverständnis hat diese Frage relativ klar beantwortet: Der Vater gehört der Wirtschaft, die Mutter der Familie. Diese Antwort, die eine spezifische Lösung des familialen Doppelproblems der gleichzeitigen Sicherung der Autonomie der Familie und deren Einbindung in den gesellschaftlichen Zusammenhang darstellt, ist schon aus der Innenperspektive der Familien – von ihren Lebenskonzepten und Geschlechterverständnis her – überholt. Sie wird aber auch von der Wirtschaft – und von wirtschaftsorientierten Politikkonzepten – nicht mehr gewollt.

Mit den schwächer werdenden Jahrgängen im erwerbsfähigen Alter droht ein Arbeitskräftemangel – mit den damit verbundenen Machtverschiebungen auf dem Arbeitsmarkt zugunsten der Arbeitnehmer. Deswegen finden Maßnahmen, die eine frühere Rückkehr von Eltern nach der Geburt an den Arbeitsplatz ermöglichen, Unterstützung von Seiten der Arbeitgeber. Ebenso sind sie wegen des Wandels auf dem Arbeitsmarkt zu betrieblichen Maßnahmen, die die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit erleichtern, zunehmend bereit. Verschiedene Interessen und Intentionen verbinden sich:

- Die Wirtschaft will einen möglichen Arbeitskräftemangel verhindern.
- Eltern wollen Erwerbsarbeit und Familie zur Sicherung des Familieneinkommens und zur Teilhabe an inner- und außerfamilialen Handlungsfeldern verbinden.
- Der Staat und die sozialen Sicherungssysteme sind an der Armutssicherung durch eigenes Einkommen und eigene Versicherungsansprüche interessiert.

- Frauen wollen sich aus traditionellen Rollen- und Aufgabenzuweisungen emanzipieren.

Alle diese Intentionen sind legitim. Und doch sind sie geeignet, der Familie die Eltern in einem Umfang zu entziehen, der für Familie möglicherweise zu viel ist. Dem korrespondiert – wie dargelegt – der steigende Zugriff auf die Kinder von Seiten des Betreuungs- und Bildungssystems: Er soll einerseits die Erwerbsarbeit ermöglichen und andererseits die Kinder früher fördern und bilden. Familie braucht jedoch nicht nur Geld, sondern auch Zeit. Zeit ist aber in unserer Zeit vielleicht noch knapper als Geld. Dabei ist die Zeit, die Liebe und Partnerschaft benötigen, sicher flexibler, da sie Disposition und Aufschub eher verträgt, als Zeit für Kinder. Bei ihnen kommt es häufig darauf an, dass man *jetzt* für sie da ist. Zugleich zeigen Studien, wie zuletzt die *World-Vision-Kinderstudie*, dass die Präsenz der Eltern allein kein zureichender Indikator für Zuwendung zu den Kindern ist. Wo Eltern stark mit sich selbst beschäftigt und von den Widrigkeiten ihrer Lebensumstände psychisch besetzt sind, hilft ihre Anwesenheit wenig.³⁹

In diesem Kontext scheint es wichtig, den Gedanken der Autonomie der Familie stark zu machen. Zur Idee der Familie gehört die Vorstellung, dass Familien selber über die Weise, in der sie ihr Familienleben gestalten, bestimmen. Das Grundgesetz schützt diesen Gedanken durch das Erziehungsrecht der Eltern explizit und auch die Kirche hat diese Leitidee im Verhältnis Familie-Staat hochgehalten. Natürlich ist diese Autonomie der Familie eine beschränkte, da sich Familien im Kontext der gesellschaftlichen Bedingungen bewegen müssen. Es käme darauf an, dass wenigstens die Politik Familien ihren Handlungsspielraum lässt und erweitert, indem sie ihren Maßnahmen gerade nicht ein bestimmtes Familienmodell strukturell zugrunde legt, das damit in einer gewissen Weise erzwungen wird.

Wie sehr bisherige Politik – nicht nur, aber doch besonders die Familienpolitik – ein bestimmtes Familienmodell mit einem geschlechtsspezifischen Muster der Arbeitsteilung und Erwerbsarbeit erzwungen hat, zeigt sich im internationalen Vergleich: In kaum einem anderen europäischen Land weichen die tatsächlichen Strukturen der Kombination von Erwerbsarbeit und Familie in einem so großen Maß von den gewünschten Bedingungen ab wie in Deutschland. Das Alleinernährermodell spielt

³⁹ Vgl. *World Vision Deutschland e. V.* (Hg.), *Kinder in Deutschland 2007*. 1. World Vision Kinderstudie, Frankfurt 2007.

eine sehr viel größere Rolle als dies den Vorstellungen der Familien entspricht.⁴⁰

Ein Wandel der Familienpolitik ist notwendig und erkennbar. Es zeichnet sich allerdings die Gefahr ab, dass in der Veränderung der alte Fehler auf andere Weise wiederholt wird, indem nur ein anderes Modell vertreten und strukturell gefördert wird, statt Autonomie und Wahlfreiheit zu stärken. Indem die Förderkonzepte auf zwei Erwerbstätige ausgerichtet werden, neue Förderinstrumente als Lohnersatzleistungen konzipiert und weitere Finanzmittel vorrangig in den Aufbau außerfamiliärer Kinderbetreuung und -bildung investiert werden, wird ein bestimmtes Familienleitbild entwickelt und in Förderstrukturen gegossen.

Das neue Modell ist aber durchaus ambivalent. Es fördert die gewünschte Beteiligung von Müttern am wirtschaftlichen Leben und unterstützt darin zugleich den zunehmenden Zugriff der Wirtschaft auf die Ressourcen der Familie, die die Familie auch für sich selber braucht. Es sichert die gesellschaftliche Einbindung der Familie, schwächt aber ihre – identitätsstiftende – Autonomie und Andersheit. Wenn man so will: Es ist ein Element der Kolonialisierung der Lebenswelt durch Wirtschaftsimperative.

Die konservative Position nutzt die berechtigte Kritik an diesem Modell zur Verteidigung und Restauration des traditionellen Familienmodells, das insbesondere durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und ein besonderes Mutterverständnis gekennzeichnet ist. Dieses konservative Projekt hat neben der Problematik seines Frauenbildes und der Konzeption des Geschlechterverhältnisses den gleichen Fehler wie sein Gegenmodell: Familien eine bestimmte Lebensweise vorgeben und strukturell absichern zu wollen, insbesondere indem außerfamiliäre Kinderbetreuung im Kleinkindalter auf ‚Notfälle‘ beschränkt wird.

Gegenüber der These des konservativen Familienkonzepts ist das Doppelvollverdienermodell nur die Antithese. Notwendig ist stattdessen eine Politik, die die Autonomie der Familien stärkt und ihnen unterschiedliche Wege der Verbindung von Erwerbsarbeit und Familie ermöglicht. Zeitsouveränität, die Vätern und Müttern die Möglichkeit gibt, für das Familienleben die Arbeitszeit zu reduzieren und zu begrenzen, ist dafür notwendig. Sie ist allerdings abhängig von einer Familienförderung, die Familien die finanziellen Spielräume für eine solche Entscheidung gibt,

⁴⁰ Vgl. *Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung*, OECD Employment Outlook 2001, Paris 2001, Kapitel 4: Balancing Work and Family, 129–166, 136, online unter <<http://www.oecd.org/dataoecd/11/12/2079435.pdf>>, abgerufen 06.12.2007.

indem sie die Leistungen der Familien in der Versorgung und Erziehung der Kinder auch monetär anerkennt.

Die Zeitsouveränität muss sowohl gegen das konservative Modell verteidigt werden, das ein bestimmtes Modell der Zeitverwendung und -verteilung diktiert, als auch gegen das liberale und wirtschaftsorientierte Modell, das ebenfalls eine Zeitverteilung vorgibt und die Familienzeit generell zu verknappen droht.

Wenn Menschen aber wesentlich deshalb Kinder bekommen, weil sie mit Kindern leben wollen, dann muss man davon ausgehen, dass sie dafür Zeit haben wollen. Und das zeigt sich in der Tat auch empirisch. So sehr der durch die Umstände oft erzwungene Ausschluss der Mütter aus der Erwerbstätigkeit von einer deutlichen Mehrheit der Mütter in Deutschland abgelehnt wird, so wenig wird das Doppelvollzeit-Modell angestrebt. Als Idealmodell streben es nur etwa 6 % der Frauen in Westdeutschland mit Kindern unter 10 Jahren an und auch in Ostdeutschland kommt es als Wunschmodell kaum über 20 % hinaus (und wird dort in dieser Altersgruppe sogar häufiger praktiziert als gewünscht).⁴¹

Internationale Vergleiche hinsichtlich der Kombination zweier Vollzeitbeschäftigungsverhältnisse zeigen:

„Es wird in Ländern mit derzeitiger Dominanz des Alleinernährermodells häufiger, in Ländern mit derzeit hohem Anteil zweier Vollzeitbeschäftigungen (Dänemark, Schweden, Norwegen, Belgien) hingegen seltener gewünscht als derzeit praktiziert. Damit wird deutlich, dass dann, wenn bereits beide Partner in Vollzeit tätig sind, eine Reduzierung der Arbeitszeiten gewünscht wird.“⁴²

Hier ist das Ideal einer Teilzeitarbeit von Vätern und Müttern erkennbar, das als das gegenwärtig avancierteste Modell bezeichnet werden kann. Auch dies mag verdeutlichen, dass das Modell der doppelten Vollzeiterwerbstätigkeit von Eltern die Antithese zum Modell der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, aber nicht die Synthese darstellt.

In der familienpolitischen Konsequenz kommt es darauf an, verschiedene Modelle – vom Alleinverdiener-Modell bis zur doppelten Vollzeiter-

⁴¹ Vgl. Petra Beckmann, Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Tatsächliche und gewünschte Arbeitszeitmodelle von Frauen mit Kindern liegen immer noch weit auseinander, IAB-Werkstattbericht Nr. 12/2002, Nürnberg 2002, insbes. 5. Andere Untersuchungen bestätigen diese Aussagen, die Zahlen des vielzitierten *OECD Employment Outlook 2001* weichen in der Größe deutlich ab, bestätigen aber die Tendenz. Einen Überblick bietet Waltraud Cornelissen (Hg.), 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2. Fassung, München 2005, insbes. 311–315.

⁴² Harald Bielenski/Gerhard Bosch/Alexandra Wagner, Beschäftigung und Arbeitszeit in Europa. Luxemburg 2001, 5, online unter <www.eurofound.europa.eu/pubdocs/2001/58/de/1/ef0158de.pdf>, abgerufen 05.01.2008

werbstätigkeit – durch die strukturellen Rahmenbedingungen und die finanziellen Förderinstrumente für Familien lebbar zu machen.

5. KONTUREN EINES FAMILIENLEITBILDES

Damit lassen sich Grobkonturen eines Familienleitbildes benennen. In vielleicht ungewohnter Begrifflichkeit wird für eine ‚warm-moderne‘ Sperrigkeit der Familie plädiert. ‚Warm-modern‘ greift einen Typus der Sozialkultur auf, dem *Arlie Hochschild* in ihrer Typologie den warm-traditionalen Typus geschlechtsspezifisch differenzierter Familienverhältnisse und den kalt-modernen Typus marktförmiger Interaktionen gegenüberstellt. Während beim warm-traditionalen Typus Fürsorge nahezu ausschließlich auf die Mutter konzentriert und diese von anderen gesellschaftlichen Bereichen ferngehalten wird, lagert der kalt-moderne Typus Fürsorge aus den Familien aus bzw. ‚kauft‘ Liebe und Fürsorge ein. Im warm-modernen Typus wird an der Bedeutung von Fürsorge in der Familie festgehalten, sie jedoch neu und nicht mehr geschlechtsspezifisch verteilt.⁴³

Dieses Modell setzt voraus, dass sich Familie Autonomie und Widerständigkeit gegen die Prozesse einer ökonomistisch konzipierten Modernisierung bewahrt, Unterschiedlichkeit zu den Regeln und Werten anderer Gesellschaftsbereiche behält und eine gewisse Autonomie der Geschlechter- und Generationenbeziehungen sichert. Sie können sich nicht an vertragliche Beziehungen nach dem Modus des Äquivalententauschs angleichen, ohne ihren intrinsischen Wert zu verlieren. Als Beziehungen bleiben sie den eigentümlich unsymmetrischen Formen von Liebe und Fürsorge verpflichtet, die dennoch auch ein eigenes Maß für Gerechtigkeit und gegen Ausbeutung von Zuwendung haben. Die Unsicherheiten dieses Modells liegen vor allem im nur zögerlichen Wandel der männlichen Geschlechtsrolle.

Weil schon innerhalb der Familie und erst recht angesichts des gesellschaftlichen Kontextes Fürsorge und Autonomie, Hingabe und Selbstbehauptung, Einbindung und Abgrenzung miteinander vermittelt werden müssen und die Bedingungen und Lebensläufe unterschiedlich sind, sind diese Prozesse der Austarierung und des gemeinsamen Aushandelns nur je familienspezifisch zu leisten. Im warm-traditionalen Modell, das eine be-

⁴³ Vgl. *Arlie R. Hochschild*, *The Culture of Politics: Traditional, Postmodern, Cold-modern, and Warm-modern Ideals of Care*, in: *Social Politics* 2 (1995) 331–346.

stimmte Aufgabenverteilung und eine bestimmte Weise der gesellschaftlichen Einbindung vorgibt, und im kalt-modernen Konzept, das zumindest die (marktorientierte) Einbindung definiert (und die Geschlechterrollen offiziell egalitär definiert, inoffiziell häufig aber auf die Supermutter setzt), sind demgegenüber Familienmodelle weitgehend vordefiniert.

Insofern gehört zum hier vertretenen Familienleitbild gerade die Unschärfe der Konturen systematisch hinzu. Es gilt die ‚Wahlfreiheit‘ zu sichern, die Familien wollen und brauchen, wenn sie Lebensperspektiven und Lebensläufe der beiden Geschlechter und verschiedener Generationen verlässlich, fürsorglich und zugleich flexibel im ‚warm-modernen Sinn‘ verbinden. Wahlfreiheit muss verschiedenen Familien unterschiedliche Wege zugestehen und ein und derselben Familie unterschiedliche Lösungen zu verschiedenen Zeiten ihrer gemeinsamen Geschichte ermöglichen.

Zu diesem Familienleitbild gehört zugleich eine Gesellschaft, die die Einseitigkeiten und Risiken eines nur ökonomischen Entwicklungspfades erkennt und den Lebensbereichen und Sozialformen, die nichtmateriellen Bedürfnissen dienen, die andere Werte vertreten, die andere Kompetenzen brauchen und vermitteln und die andere Leistungen erbringen, einen entsprechenden Freiraum und Unterstützung gewährt.

LITERATURVERZEICHNIS

Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine Moderne, Frankfurt: Suhrkamp 1986.

Ulrich Beck, Die irdische Religion der Liebe, in: *Ders./Elisabeth Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt: Suhrkamp 1990, 222–266.

Elisabeth Beck-Gernsheim, Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelsicht von Freisetzungprozessen, in: *Ulrich Beck/dies.*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt: Suhrkamp 1990, 105–134.

Elisabeth Beck-Gernsheim, Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft, in: *Ulrich Beck/dies.*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt: Suhrkamp 1990, 65–104.

Petra Beckmann, Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Tatsächliche und gewünschte Arbeitszeitmodelle von Frauen mit Kindern liegen immer noch weit auseinander, IAB-Werkstattbericht Nr. 12/2002, Nürnberg: IAB 2002.

- Harald Bielenski/Gerhard Bosch/Alexandra Wagner*, Beschäftigung und Arbeitszeit in Europa (erstellt im Auftrag der Europäischen Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen, Irland), Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaft 2001, online unter <www.eurofound.europa.eu/pubdocs/2001/58/de/1/ef0158de.pdf>, abgerufen 05.01.2008.
- Anke Borchardt/Yve Stöbel-Richter*, Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren – eine qualitative Studie (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 114), Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2004.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (Hg.), Familie ja, Kinder nein. Was ist los in Deutschland? Monitor Familiendemographie – Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, 1–3/2005.
- Waltraud Cornelißen* (Hg.), 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (erstellt durch das Deutsche Jugendinstitut e. V. in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt München), 2. Fassung, München 2005.
- Anthony Giddens*, Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt: Fischer 1993.
- Arlie R. Hochschild*, The Culture of Politics: Traditional, Postmodern, Cold-modern, and Warm-modern Ideals of Care, in: *Social Politics* 2 (1995) 331–346.
- Johannes Huinink/Klaus Peter Strohmeier/Michael Wagner* (Hg.), Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung, Würzburg: Ergon 2001.
- Franz-Xaver Kaufmann*, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München: C. H. Beck 1995.
- Doreen Klein*, Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 119), Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2006.
- Clyde Kluckhohn*, Values and Value-Orientations in the Theory of Action. An Exploration in Definition and Classification, in: *Talcott Parsons/Edward Shils* (Hg.), *Toward a General Theory of Action*, New York/Evanston: Harper Torchbook 1962, 388–433 (zuerst Harvard University Press 1951).
- Matthias Kolb*, Jugend ohne Schlaf. Lernen in Südkorea, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 03.12.2007, 16.

- Cornelia Koppetsch*, Die Pflicht zur Liebe und das Geschenk der Partnerschaft. Paradoxien in der Praxis von Paarbeziehungen, in: *Johannes Huinink u. a.* (Hg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*, Würzburg: Ergon 2001, 219–239.
- Bernhard Laux*, Ressource Ehe. Zum öffentlichen Interesse an der Partnerschaft, in: *Amos. Gesellschaft gerecht gestalten* 1 (2007) Nr. 2, 15–21.
- Frank Lettke/Kurt Lüscher*, Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute, in: *Soziale Welt* 53 (2002) 437–466.
- Andrea Leupolt*, Liebe und Partnerschaft. Formen der Kodierung von Ehen, in: *Zeitschrift für Soziologie* 12 (1983) 297–327.
- Niklas Luhmann*, *Liebe als Passion. Zur Kodierung von Intimität*, Frankfurt: Suhrkamp 1982.
- Bernhard Nauck*, Der Wert von Kindern durch ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (2001) 407–435.
- Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung*, *OECD Employment Outlook 2001*, Paris 2001, online unter <<http://www.oecd.org/dataoecd/11/12/2079435.pdf>>, abgerufen 06.12.2007.
- Hartmann Tyrell*, Das konflikttheoretische Defizit der Familiensoziologie. Überlegungen im Anschluß an Georg Simmel, in: *Johannes Huinink u. a.* (Hg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*, Würzburg: Ergon 2001, 43–63.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen*, *Kinder und ihre Kindheit in Deutschland. Eine Politik für Kinder im Kontext von Familienpolitik* (= Schriftenreihe des BMFSFJ, 154), Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1998.
- World Vision Deutschland e. V.* (Hg.), *Kinder in Deutschland 2007*. 1. *World Vision Kinderstudie*, Frankfurt: Fischer 2007.